

Die Bretagne

Autor(en): **Vogt, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 41

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647143>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Meer. Und spürte, wie ihre Einsamkeit sich mit dem Bild des göttlichen Dulders füllte, bis in dieser märchensüchtigen Seele das mächtige Lied sich formte, Lied der Abenteuer, der Prüfung, das ewige Mignonlied des Heimwehs. Und es nahm in sich auf den unendlichen Wellenschlag des Meeres, nahm die Form der väterlichen Gesänge; aber die Farbe gewann es aus der jungen Seele: weiße Wanderwolken im sehnsüchtigen Blau. Während der Vater von den Kämpfen der Helden sang, von Macht und Hinterlist und Triumph der Götter, von Macht und Hinterlist und Not der Sterblichen, so sang sie die Schicksale des Helden, den ihre Seele liebte wie das Sinnbild des eigenen wandersüchtigen Blutes, Odysseus, des Lieblings der jungfräulichen Göttin, des von der fernen Gattin schmerzvoll Ersehnten, von der Zauberin heiß umworbenen, von neidischen Göttern Verfolgten, um den Naufikaa den heimlichen, den namenlos grausamen Schmerz litt. . . Naufikaa, hätte wohl ein Mann sie so gezeichnet, mit diesem Wissen um die geheimen Träume, um die feinen Listen und die großen Unvorsichtigkeiten des Mädchenherzens, und hätte er die zarte Verhüllung der stillen Tragödie enttäuschter Liebe über sich gebracht? Hätte er sie nicht ans Licht gezogen wie Vergil die Tragödie der Dido?

Niemandem sprach ich von dieser Legende; aber ich glaubte daran, und es war wundervoll, wenn bei unserer Odyssee-Lektüre allenthalben aus den unausgeglichenen Jünglingsstimmen meiner Kameraden, aus der dunkel rollenden Georg Finlers es mich Schwesterlich grüßte, war wie ein heiliges Geheimnis und holdes Einverstehen, vor dem die Jahrtausende schmolzen und alles Gegenwart wurde.“

Die Bretagne.

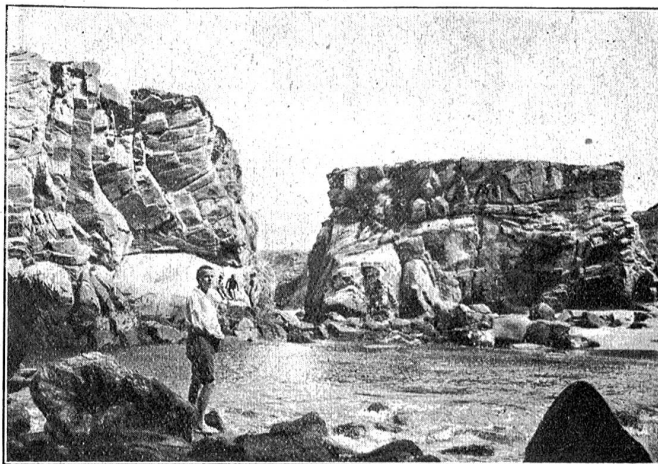
(Aufnahmen vom Verfasser.)

Land und Leute.

Tausende von Schweizern haben in den letzten Jahren unser westliches Nachbarland besucht, ihrer viele das alte Armorica, die Bretagne. Und sie alle haben diese interessante Provinz Frankreichs, die einem mächtigen Wellenbrecher gleich weit in den wilden Ozean hinauspringt, als südlicher Gipfeler der Ausgangspforte des Narmellkanals, lieb gewonnen. Armorica nannten die alten Römer das Land, die von ihrer Hauptstadt Vannes aus nach allen Seiten ihre Strahlenzüge zogen, von welchen viele heute noch bestehen. Sie hatten recht, denn ein Land am Meere ist die Bretagne und Armoriker, Meeresanwohner, seine Bewohner. Das Meer, das zu vier Fünfteln die Grenze bildet, von allen Seiten heranbraust, drückt naturgemäß Landschaft und Bevölkerung den Stempel auf.

Die bretonische Küste ist eine Steilküste, wie unsere Bilder weisen. Mächtige Granitfelsen streben am offenen Meer steil und unmittelbar zu Achtung gebietender Höhe, hier 20 Meter hoch, dort fünfzig und mehr Meter. Da brechen sich in unaufhörlichem Wechsel die heranrollenden Wellen in weithin hörbarem Donner. Und wenn Surois und Norois ihre Wind- und Sturmfackeln aushängen, dann peitscht der weiße Gischt haushoch an die granitnen Ranten, jagt die Brandung Welle um Welle mit atemraubender Gewalt an die Halt gebietenden Tore. Diesem Anprall war und ist auf die Dauer der festeste Granit nicht gewachsen. Die bretonische Küste hat daher nicht gerade, klare Linie, die man vom granitnen Steilufer erwarten könnte. Sie ist wild zerrissen, von einem Trümmerfeld begleitet, gewaltigen Felsblöden, die sich lösten, nachdem sie genügend unterwaschen waren. Und die Arbeit wird fortgesetzt. Hier ist eine tief unterwaschene Kluft, dort eine regelrechte Höhle, in welche man zur Ebbezeit trockenen Fußes eintritt und in ihren Zer- und Durchgängen nach seltenen Muscheln und allerlei Meerestier sucht, die zu Sturmzeiten den Brandungsdonner zu einem unheimlichen Grollen verdichten. In andere, tiefere Höhlen aber rudert dich der emsige Schiffer und zeigt dir

seltene Farbkontraste und eigenartige Bildungen. Dort wieder ist ein Felsvorsprung, der heute noch led und kühn ins Meer vorpringt. Aber bereits haben die unerfättlichen „Arbeiter“, wie du, lieber Leser, aus einem Bilde siehst, einen Durchgang geschaffen, durch welchen sie dir in Sturmzeiten hohnlachend weißen Gischt in die Augen schleudern. Eigenartig ist die Tatsache, daß der erste Schnitt des offenen



An der bretonischen Küste: Interessante Sjordbildung im Kleinen.

Meeres in die Küstenflanke ein senkrechter ist! So sehen wir überall, im Morbihan, im Finistère, im Norden der Bretagne, die Fjordbildung im Kleinen, ausgeprägter im Finistère, in den Anfängen im Morbihan, im Süden der Halbinsel. Das schafft eine ungeheure Mannigfaltigkeit und Größe, stets neue, fesselnde Bilder grandioser Schönheit.

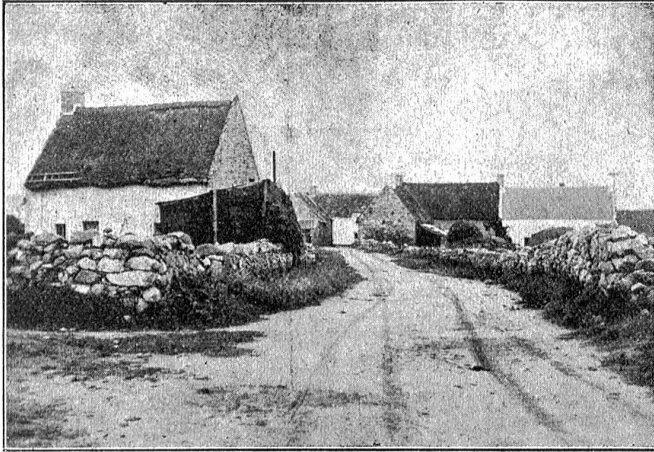
Aber zwischen den Felsen, hinter schwarzen Klippen versteckt, hat es immer wieder kleine, stille Plages von entzückender Lieblichkeit und Schönheit, Buchten mit feinkörnigem Sand, den die Flut Tag für Tag zweimal scheuert, Eldorados für die Badenden, die sich im scharfen Wellenschlag des mer sauvage, wie der Volksmund den offenen Ozean nennt, dem köstlichen Genuß hingeben.

Ab und zu ist das Meer indes mit seiner stillen Minierarbeit nicht zufrieden. In gewaltigen zeitlichen Abständen schleuderte es seine großen Sturmfluten an die Küsten, die sich in plötzlichem Anprall tief in das Land einfügten. Ueberall erzählt das zerrissene Littoral von solch' verheerender Tätigkeit. Da entstanden die Binnenmeere, die in der Form von Rivieren ihre Wurzeln tief ins Land hinein senden. Eigenartig ist das Bild der dadurch entstandenen Inseln und Halbinseln, die nur wenig über den Meerespiegel ragen. Insel um Insel, Halbinsel um Halbinsel, reiht sich im Gesichtskreis bis zum fernen Horizont in unregelmäßiger Folge zickzackartig ineinander, ein wahres Chaos von Land und Wasser bildend. So ist es im Golf du Morbihan. Das Volk aber hat die Erinnerung an diese Naturkatastrophen nicht verloren. Die alten Sagen und Balladen wissen von versunkenen Städten und Dörfern zu erzählen, von Glockengeläute, das zu Zeiten aus den Tiefen des Meeres heraufklingt. In der Nähe von Quimper schaute durch Jahrhunderte hindurch an der Stelle der versunkenen Stadt Is bei niedrigem Wasserstand ein Druidenstein aus dem Meere. Das Volk behauptete, es sei einer der Altäre der untergegangenen Stadt. Noch vor einem halben Jahrhundert fuhr jedes Jahr ein Priester einmal mit einem Boot zu diesem Stein, um die Messe zu lesen.

Geologisch ist die Bretagne überaus interessant. Der Boden besteht aus Granit oder anderem kristallinischem Gestein. So ist der Aufbau ein ganz anderer als im übrigen Frankreich. Geographisch gehört die Bretagne wohl zu Frankreich, geologisch ist sie zu Westengland zu rechnen, von wel-

chem sie durch den Kanaleinbruch abgetrennt wurde. Diese Uebereinstimmung prägt sich im Pflanzenwachstum deutlich aus. Die Gegend von Devonshire und Cornwall in England hat die gleiche Vegetation wie die Bretagne.

Trotzdem die Bretagne ein Granitgebiet ist, ist sie im Innern nur ein welliges Hügelland. Die Montagnes Noires und die Berge von Arree erreichen kaum die Höhe von 400



Ein bretonisches Dorf.

Metern. Das Landesinnere heißt Argoat, das Land der Wälder, im Gegensatz zu Armor, das Land des Meeres. Hier prägen die sogenannten „Landes“, die flachen oder nur schwach welligen Heiden, der Landschaft den Charakter auf. Die bretonische Heide hat ihren eigenen Reiz, ist ganz anders als die norddeutsche Heide. Stundenlang umgibt tiefe Stille und Einsamkeit den Fußwanderer, trifft man weder Mensch noch Haus. Kleine Wälder mit piniensähnlichen Meerfichten wechseln mit einem Meer von Ajone, einem undurchdringlichen Gebüsch von Ginster und leuchtendem Heidekraut. Mit Zauberern, Gnomen und Feen bevölkern die Bretonen diese Heiden, berichten vom Zauberer Merlin und der Fee Viviane, die den nächtlichen Wanderer necken und ulken.

Der Geograph unterscheidet die Basse-Bretagne und die Bretagne française oder Haute-Bretagne. Basse-Bretagne, auch die Bretagne bretonante, heißt das Gebiet westlich der Linie St. Briec-Bannes. Die Bretonen sind Nachkommen eines alten, aus Britannien eingewanderten Keltenstammes. Darauf deutet schon der Name, ist „Bretagne“ doch als „Kleinbritannien“ zu verstehen. Kraftvoll und mutig haben die alten Gallo-Kelten den ländlichen Römern unter Julius Cäsar widerstanden. Doch Rom war stärker. Das Land verödete. Da brachten aus England die keltischen Briten, die von den Anglosachsen vertrieben worden waren, erwünschte Blutauffrischung. Sie fanden in Armorica Schutz und eine neue Heimat. Um das Jahr 1000 sehen wir den umgekehrten Vorgang. Da bevölkerten die französischen Normannen das englische Inselreich.

Seltener als früher sieht man, eine Folge der intensiveren Kultivierung des Landes, die Marais salants, die Salzsümpfe. Sie sind abgestorbene Binnenmeere, die Reste einstiger Morbihans. Wo sie noch vorhanden sind, dienen sie vielfach der Salzgewinnung.

Eigenartig ist das bretonische Bauernhaus. Es hat sich im Laufe der Jahrhunderte nur wenig verändert. Es ist klein, einstöckig, aus Granitstein aufgeschichtet oder aus Lehm erbaut, heute noch sehr oft mit Schilf oder Stroh gedeckt. Dem einfachen Neuherrn entspricht das Innere, das aber der bäuerlichen Kunst durchaus nicht bar ist, auf alle Fälle, im Gegensatz zu anderen Gegenden Frankreichs, peinlich sauber gehalten wird. Die Dörfer liegen, ein Bild tiefsten Friedens und melancholischer Einsamkeit, höchst selten direkt an der Straße, sondern stets etwas abseits, ganz in einem

lichten Wald von Obstbäumen versteckt, von der Straße aus meist gar nicht sichtbar. Ein Gewirr von Heiden und Mauern umgibt das Dorf. Selbst die kleinen Heder sind oft mit Stachelhecken oder Gemäuer umgeben. Bei größeren Farmen gruppieren sich mehrere Gebäude um einen geräumigen Hof.

Der bretonische Landmann ist überaus konservativ, konservativer vielleicht als der Berner Bauer. In Physiognomie, Sprache, Kleidung, Gerät, Sitte und Religion hängt er fest am Altüberlieferten. Daneben ist er mutig, tapfer, ein kühner Seefahrer, die Stütze der französischen Flotte, stolz auf seine Eigenart, seine Unabhängigkeit, seine Selbständigkeit, durchdrungen von einer glühenden Vaterlandsliebe. Das liegt in der Landesgeschichte begründet. Im vierten Jahrhundert trat die Bretagne an die Spitze der armorischen Konföderation, einer Anzahl republikanischer Staaten. Wenn auch das republikanische Staatssystem nicht erhalten werden konnte, gewisse Sonderrechte ließen sich die Bretonen nie nehmen, auch dann nicht, als 1491 sich ihre Herzogin Anna mit dem französischen König Karl VIII. vermählte, um mit ihrem Volk nicht unter französische Herrschaft zu kommen. Bis zur französischen Revolution hatten die Bretonen ihr eigenes Parlament, neben anderen Vorrechten. So wird es verständlich, wenn sich die Leute heute noch zuerst als Bretonen und erst dann als Franzosen fühlen. „Ich reise nach Frankreich“, meint der einfache Mann, wenn er seine Provinz verläßt. Man sucht diesen Lokalstolz bewusst zu stützen. An Volksfesten tritt das deutlich in Erscheinung. Da werden die alten bretonischen Volkslieder gesungen und wohl auch in einem neuen Poem unter großer Begeisterung der Zuhörer Paris als der ferne Sündenpfuhl verdammt und ihm die Einfachheit, Frömmigkeit und Schönheit des bretonischen Landes gegenübergestellt.

In der Basse-Bretagne ist die Volkssprache, d. h. die familiäre Sprache, nicht das Französische, sondern le bas-breton. Es gibt, wie wir selber festzustellen Gelegenheit hatten, immer noch ältere Leute, die die französische Sprache entweder gar nicht oder nur sehr mangelhaft beherrschen. Das Bretonische ist keltischen Stammes, hat am meisten Verwandtschaft mit der Sprache der englischen Landschaft Wales. Der Dialekt klingt rau, selbst für das alemannische Ohr. Das Adjektiv ist geschlechtslos, das Passiv fehlt. Die Nominalflexion ist auf eine Singular- und eine Pluralform reduziert. Die Bretonen haben ihre eigene Schriftsprache, in der moderneren Form durch den Schriftsteller Le Gonidec begründet, der sie lexikalisch und grammatisch bearbeitete. Einzelne Zeitschriften im bas-breton suchen den Dialekt weiter zu pflegen und auszubilden. Die alten Sagen, Legenden, Volkslieder wurden gesammelt und verarbeitet. Trotzdem wird sich die Sprache auf die Dauer wohl nicht halten lassen. Die junge Generation wird in der Schule natürlich französisch unterrichtet.

Die Bretonen sind außerordentlich religiös. Fast jede Kirche hat ihren besonderen Schutzheiligen, der der übrigen katholischen Welt nicht bekannt ist. Für alles mögliche und viele Berrichtungen hat das meerumpülte Land, das Naturkatastrophen und Gefahren ausgefetzt ist als andere Gegenden, einen Spezialheiligen. So wird die Kirche zum Angelpunkt des Lebens. Das größte kirchliche Fest wird am 26. Juli, am Annatag, in der schönen Basilika von Ste. Anne-d'Auray gefeiert. Da wird die Fischerei gesegnet, die Tausenden Lebensunterhalt gibt. Die alte heidnische Mythik prägt sich in einem tiefwurzelnden Aberglauben aus. Am Totenfest, 2. November, läßt man einen Teil des Mahles für die Toten auf dem Tische stehen. Am Johannistag, 24. Juni, werden die Johannisfeuer angezündet. Früher besorgte das der Priester, heute nur noch vereinzelt. Zu den Klängen des „Biniou“, der Schalmei des Schäfers, tanzen die jungen Leute darum herum. Ein Mädchen, das vor Mitternacht um neun Johannisfeuer tanzt, wird im Laufe des folgenden Jahres sicher heiraten können. Die Kohlen des Johannis-

feuers werden sorgfältig gesammelt und als Blitzschutz verwendet. So könnte der Folklorist noch viele andere interessante alte Bräuche sammeln. Ein Reiseschriftsteller konnte von dem einfachen Landvolk noch vor 50 Jahren schreiben: „Die Bauern des Binnenlandes haben eine besondere Art von Tisch: eine Vertiefung in der Mitte des Tisches beherbergt das Mahl der ganzen Familie und von dieser Vertiefung laufen verschiedene Rinnen aus, die in eben so viele kleinere Nischböhlungen am Rande der Tafel münden. Vermittelt diese Kanäle, bei denen die Blutrinnen der Druidenaltäre als Vorbild gedient haben mögen, fördert jedes Glied der Familie seinen Anteil aus der großen Vertiefung in eine der kleineren, welche die Stelle unserer Teller vertreten. Heute ist man wohl auch im bretonischen Bauernhaus anspruchsvoller geworden. Es hat aber noch genug andere Eigenarten.

Ein eigenes Kapitel ließe sich über die bretonische Tracht schreiben. Die bretonische Frau bekümmert sich um die Pariser Mode herzlich wenig. Sie trägt Werktags und Sonntags ihre alte Volkstracht. Jede Gegend hat ihre besondere Tracht, *Riz* genannt. Die Werktagstracht ist dunkel, schwer, düster, verlangt ein starkes Schnüren, so daß man in der Bretagne heute noch auf Schritt und Tritt Frauen mit ganz unmöglichen Wespentailen sieht. Das soll nicht gerade als Vorzug gerühmt sein. Bunter, malerischer, ist die Festtagstracht. Sie ist reich mit feinsten Spitzengarnituren verziert. Die Strümpfe sind buntfarbig, die Schals aus gelber, grüner, violetter oder roter Seide. Bezeichnend sind für einige Gegenden die flügelähnlichen Besätze auf den Schultern. Diese und die die reichbestickten Schürzen sind oft alte, von Geschlecht zu Geschlecht vererbte Stücke. Mannigfaltig ist der Kopfschmuck. Das weiße Häubchen wird *Coiffe* genannt und hat die verschiedensten Formen, vom flachen Mützchen bis zum hohen zuckerhutähnlichen, mit schimmernden Metallplättchen versehenen „*Berferhütchen*“. Einzig die Basse-

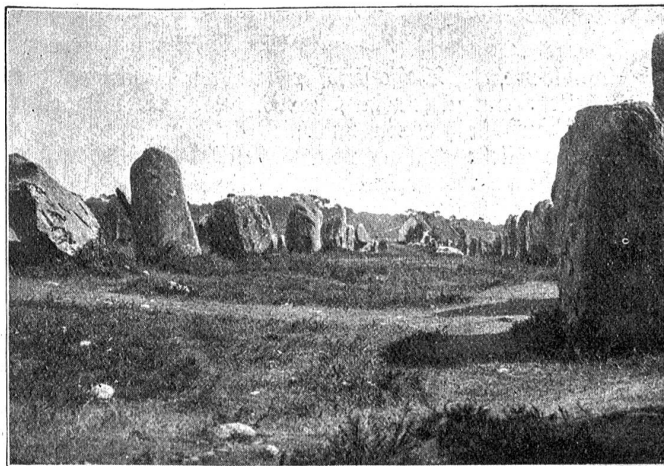


Die Werktagstracht im Morbihan.

Bretagne hat 12 verschiedene Trachten. Das gibt den großen Volksfesten Farbe und Klasse. Die Männertracht ist bis auf kleine Reste verschwunden. Nur der traditionelle Hut

mit den flatternden Bändern wird noch getragen, mehr von den Bauern als von den Fischern.

Man darf über die Bretagne nicht schreiben, ohne die hochinteressanten Druidensteine zu erwähnen. Es sind eigenartige megalithische Monumente aus einer altersgrauen, in dichten Nebel gehüllten Vorzeit. Hier stehen die Steine zu Tausenden beisammen, dort wieder einzeln und weltverloren.



Menhir-Seld bei Carnac.

Die meisten trifft man auf den Halbinseln Kermorvan, Crozon, wieder beim Kriegshafen Brest, in der Heide Trégone, bei Pontaven, in der Umgebung von Erdeven, Plouharnel und Carnac. Es sind alte Felsenmassen von allen möglichen Gestalten, umgestürzt die einen, trozig aufrecht die andern. In Säulen- oder Obeliskenform tragen sie den Namen *Menhir*, von „*men*“ (Pierre, Stein) und „*hir*“ (longue, lang). Sie sind meist unbehauen, durchschnittlich mannshoch. Der König der Menhirs, der *Manéac-Groac* bei Locmariaquer, ist indes mehr als 6 Meter hoch und soll 200,000 Kilos wiegen. Wer hat diesen Koloss hergebracht, wer ihn aufgerichtet? Im Kreise geordnete Menhirs heißen *Cromlech*, von *crom* = *cercle* (Kreis) und *lech* = *lieu*. Die Dolmen sind Tafelsteine *dol* = *table*, *men* = *pierre*) oder Steintische. Gewaltige Steinplatten ruhen auf eng zusammenstehenden einfachen Stützpfählern und schweben seit Jahrhunderten im Gleichgewicht. Ganz offenbar sind dies alte Grabkammern von zyklonischem Gepräge. Mit Erde zugedeckte Dolmen werden *Tumulus* genannt. Ein *Tumulus* kann einen oder mehrere Dolmen enthalten. Was haben diese Steine zu bedeuten? Darüber haben sich die Gelehrten die Köpfe schon oft zerbrochen. Eine einhellige, allgemein anerkannte Deutung gibt es nicht. Ganz unzweifelhaft handelt es sich um altheidnische Kultstätten, vielleicht um alte Begräbnisorte, wobei die Dolmen und *Tumuli* die Häuptlinge aufgenommen haben mögen. Andere Forscher sehen in ihnen astronomische Wegweiser, die die Richtung des Sonnenaufgangs zur Sonnenwende andeuten. In einem erst vor wenigen Jahren erschienenen Buch von Paul Gruner: „*Un mois en Bretagne*“ wird der allerdings mißlungene Versuch der Deutung als älteste christliche Denkmäler gemacht. Das Volk geht seine eigenen Wege und nennt die Steine „*Soldaten des heiligen Kornelius*“. Die Legende erzählt: Der heilige Kornelius wurde von einer heidnischen Armee bis ans Meer verfolgt. Hier fand er keine Schiffe, um die Flucht fortsetzen zu können. Auf sein inbrünstiges Gebet verwandelte Gott die Felsen in jene Steine. — Nach gemachten Funden stammen die Dolmen aus der neolithischen Zeit. Uebrigens hat es ähnliche Kulturdenkmäler einer längst vergangenen Zeit auch in Spanien, Portugal, Marokko, in Persien, China, in der Tartarei, in Indien. Bei Carnac sind mehr als 10,000 solcher Steine auf einem weiten Feld vereinigt und in Reihen geordnet.

Die wichtigsten Punkte des Landes sind Nantes, Rennes, St. Malo, Morlaix, St. Brieux, Brest, Lorient, letztere als Kriegshäfen. Berühmte Badeorte sind St. Michel, St. Malo, Dinard, Portrieux, Trestrignel, Les Rosaires u. im Norden, Douarnenez, Quiberon und viele andere Punkte im Süden. Der Golfstrom verhilft der Bretagne zu einem milden Klima.

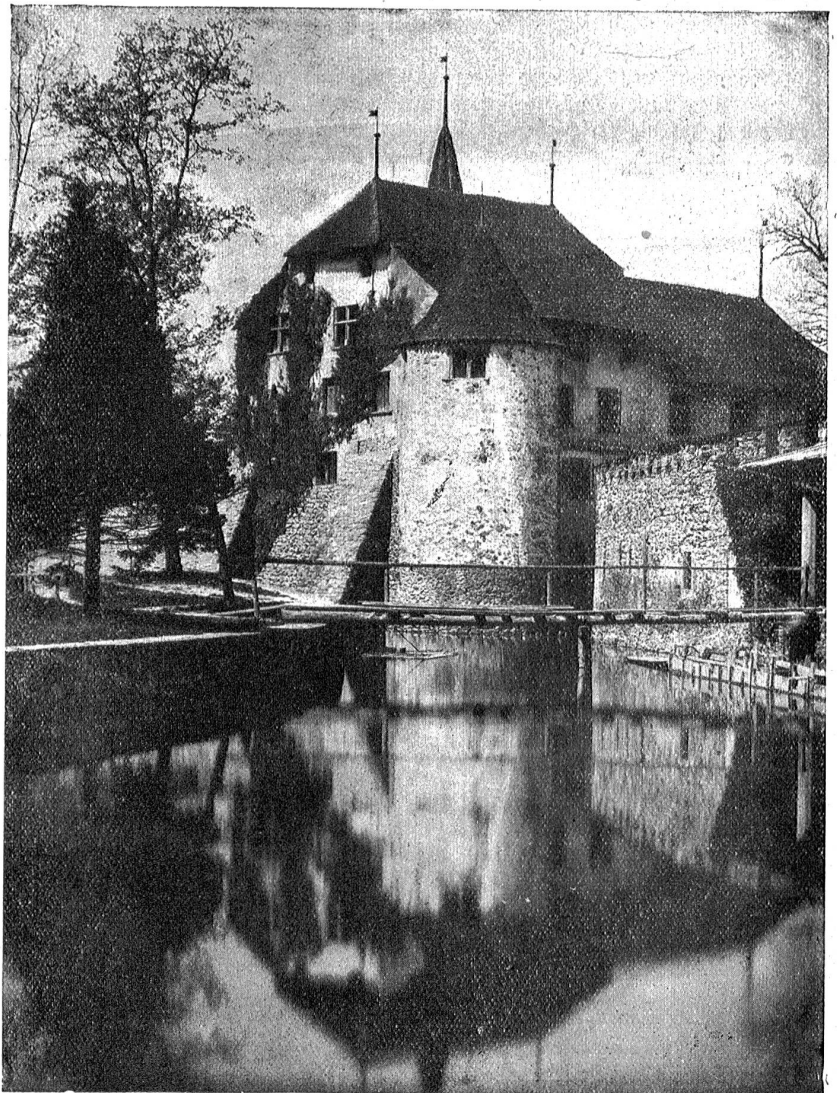
F. Vogt.

Schloß Hallwil.

Wohlbewehrte Wasserschlösser gehören heute zu den Seltenheiten. Im allgemeinen bauten die Ritter ihre festen Wohnsitze auf Bergtuppen und nicht in die Talsohle hinunter. Die älteste Anlage von Hallwil, die vielleicht bis ins 9. Jahrhundert zurückreichen dürfte, hatte wohl kaum einen sehr wehrhaften Charakter, sondern sie bestand aus einem Kiegelbau mit Flechtwerkwänden, auf einem Moränenzug erstellt, der nördlich vom Hallwilersee den ersten Uebergang von einer Talseite zur andern gewährte. Gegen Westen war die Anlage, die damals und heute noch etwa einen Kilometer vom See entfernt liegt, durch einen Trocken-graben und gegen Osten durch eine sumpfige Insel geschützt. Nachdem dieses Haus niedergebrannt war, wurde ums Jahr 1000 aus großen Findlingen ein starker Bergfried an seiner Stelle erbaut, mit 3 Meter dicken Mauern, in dem der Burgherr mit seiner Familie wohnte. Er wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts zum großen Teil abgetragen. Bald folgte der Bau eines Wohnhauses, des sogenannten Palas im Hinteren Schloß, der zuerst nur zwei Stodwerke hoch war und mit dem Bergfried durch zwei Mauern verbunden war. Quer über das Sumpfgelände der vorderen Insel führte ein Knüppeldamm, an dem Holzbauten für landwirtschaftliche Zwecke standen. Im 13. Jahrhundert, der Blütezeit des Burgenbaus, vertiefte man den westlichen Graben, sodaß das Wasser des Nabachs durchfließen konnte, und umgab die ganze Anlage, auch die vordere Insel, mit starken Ringmauern, die auch über den Bach sprangen, das Wasser in verschließbaren Toren durchlassend. Der Eingang zur Burg lag an der gleichen Stelle wie heute. Um 1250 wurde auf der vorderen Insel an gefährdeter Stelle der sogenannte Efeurturm erbaut. Ende des 13. Jahrhunderts erfolgte die Errichtung der wahrscheinlich im 17. Jahrhundert abgebrochenen Schloßkapelle, ebenfalls auf der vorderen Insel. Im 14. Jahrhundert entsteht das Sekhhaus und der Palas des Vorderen Schlosses. Ersteres wurde um 1520 zum Kornhaus umgebaut, während der Palas, in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts in neugotischem Stil renoviert, anlässlich der Restauration um 1913 wieder in seiner ursprünglichen Gestalt errichtet wurde. Aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, vielleicht wegen der Burgunderkriege erbaut, stammen die beiden Rundtürme des Hinteren Schlosses, von denen wir einen auf der Abbildung sehen. Der nördliche diente als Verließ, im südlichen war das Archiv untergebracht. Das Schloß wurde nur ein einzigesmal belagert und auch gestürmt: anno 1415, als die Berner den Margau eroberten. Damals, aber auch noch zu andern Zeiten, wurden verschiedene Gebäulichkeiten durch Brand zerstört. Das seit 1874 nicht mehr bewohnte und bereits stark zerfallene Schloß ließen der in Stockholm wohnende Graf Walter (gest. 1921) und seine heute noch lebende Gattin Wilhelmine

von Hallwil, geb. Kempe, von 1913—16 mit hohen Kosten renovieren. Die Familienaltertümer und die Ergebnisse der Ausgrabungen fanden 1927 in einer besonderen Hallwil-Sammlung des Landesmuseums Aufstellung. Das Schloß ist heute Eigentum der von der Gräfin von Hallwil 1924 errichteten Hallwil-Stiftung, die den Zweck hat, die Gebäulichkeiten für alle Zeiten als historisches Denkmal zu erhalten. Es steht den ganzen Sommer über zur Besichtigung offen (Eintritt 20 Rp., Schulen und Vereine frei), vom Herbst bis Frühling ist Anmeldung beim Schloßwart erforderlich. Bei letzterem ist auch der von Prof. Lithberg in Stockholm verfaßte illustrierte Führer durchs Schloß Hallwil erhältlich. (Preis Fr. 1.—)

Die Hallwil stammen wahrscheinlich aus dem Dorfe Niederhallwil, etwa 20 Minuten nördlich des Schlosses gelegen. Sie sind schon seit dem 12. Jahrhundert bezeugt, mögen aber schon früher im Besitze der Burg gewesen sein. Ursprünglich waren sie Ministerialen der Grafen von Lenzburg, später der Riburger und darauf der Habsburger. Die Familie hat eine Reihe von tüchtigen und berühmten Männern hervorgebracht, wir erinnern nur an Hans von Hallwil, den Anführer der Eidgenossen in der Schlacht bei Murten. Nach der Eroberung des Margaus wurden sie Bürger von Bern und Solothurn. Sie besaßen früher viele Lehen und Rechte, so die hohe Gerichtsbarkeit in Fahrwanger und Tennwil. Die letzten männlichen Nachkommen des Geschlechtes derer von Hallwil leben heute in Dresden. R.B.



Das Schloß Hallwil.